

Um Herz und Diadem.

Novelle von M. Heimwald.

(11. Fortsetzung.)

So waren fünf Monate vergangen; für Heddy eine Ewigkeit. Bereits seit vierzehn Tagen harrete sie auf einen Brief und immer vergebens. Die Gräfin war so besorgt, sie schickte oft schon ihr Kammermädchen dem Postboten entgegen, wenn er ihr zu lange blieb, doch kam auch diese stets mit leerer Hand zurück. Die schlaue Jose war eine würdige Dienerin ihrer Herrin. Victorine hatte es für gut befunden, sie in ihren Plan wenigstens theilweise einzuweihen. Sie konnte der Ergebenheit ihrer Dienerin sicher sein, die oft reich beschenkt von ihr wurde, und der sie eine reiche Ausstattung versprach.

So ließ sich das Kammermädchen willig als Werkzeug brauchen, ja, war noch stolz darauf, daß sie ihrer Herrin zum Diadem verhelfen sollte und meinte, sie hätte es sich gleich gedacht, daß Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin zu einfach sei, um Sie Durchlaucht lange zu fesseln.

„Gräfin“, sagte Heddy eines Nachmittags in höchster Erregung, „wenn ich morgen früh keinen Brief von meinem Gatten habe, setze ich mich auf und fahre zu ihm. Ich muß wissen, was geschieht, warum er nicht mehr schreibt; o, lieber die Kälte seiner letzten Briefe, als gar keinen.“

Sie brach in heftiges Schluchzen aus. „Liebste Fürstin, beruhigen Sie sich; Sie sind jetzt aufgeregter, bedenken Sie die weite Reise jetzt zum Herbst.“

„Einerlei, ich muß Gewißheit haben. Ach, Gräfin“, weinte sie, „nie hätte ich geglaubt, daß mein Camillo, der mein Stern, mein Alles ist, so an mir handeln könne.“

„Ja, ja, die Männer“, seufzte Victorine, „sie fragen nicht danach, ob sie ein Herz brechen, wenn sie in ein Paar andere Augen schauen.“

Entsetzt sah Heddy auf. „Gräfin, um Gotteswillen, Sie glauben doch nicht, daß — eine — Andere?“

„Ich würde es nicht für möglich gehalten haben“, antwortete Victorine langsam und sinnend, „aber Durchlaucht's seltene Briefe, seine Kälte, wie Sie sagen, das Alles macht mich stuppig. O, liebste Fürstin“, tröstete sie beruhigend, als sie sah, daß diese erblaßte, „noch wissen wir es ja nicht, es war ja nur eine Vermuthung, die ich nie hätte aussprechen sollen, die ich jetzt bereue, gewiß, morgen kommt ein Brief, haben Sie nur Geduld; Durchlaucht kann krank sein.“

„Dann gehört die Frau zum Manne“, fiel Heddy angstvoll ein.

„Oder überhäufte Geschäfte“, fuhr Victorine fort, „die seine Nerven aufreizen; vielleicht kommt er auch bald selbst, und schreibt nicht, weil er Sie überraschen will. Bedenken Sie, wenn er Sie nun blaß und abgehärtet findet, mit rothgeweinten Augen, wie wird ihn das betrüben. Nur noch einige Tage haben Sie Geduld, ich will dann selbst mit Ihnen reisen, wenn Sie auf Ihrem Plan bestehen, nur einige Tage noch Geduld!“

Sie sprach so sanft, so liebevoll, zog die weinende Heddy an ihre Brust und küßte sie so zärtlich auf die Stirn, daß die Arme endlich sagte! „Danke, tausend Dank, Gräfin, für Ihre Worte und Ihr freundliches Anerbieten. Ich will Ihnen folgen und noch einige Tage warten, es muß ja auch ein Brief kommen, nicht wahr?“

Wie ein Kind sah sie fragend und stehend zu der falschen Freundin auf, die es immer und immer wieder verstand, sie zu befähigen und zu beruhigen.

An diesem Abend schrieb die Gräfin lange — lange, bevor sie ihr Lager aufsuchte.

Am andern Morgen brachte Victorine freudestrahlend den so heiß ersehnten Brief: „Sehen Sie, Fürstin“, rief sie fröhlich, „daß ich Recht gehabt, Sie zur Geduld zu ermahnen? Möge er Ihnen Gutes bringen!“

Einem feinen Beobachter wäre vielleicht das leichte Vibriren ihrer Stimme, die Unruhe ihrer Augen aufgefallen, doch Heddy sah und hörte nichts; sie riß ihr mit einem Freudenschrei den Brief aus der Hand, erbrach ihn, las und starrte wie betäubt darauf, das konnte ja nicht darin stehen, das war ja gar nicht möglich, — und doch, — da standen die fürchterlichen Worte, die wie glühende Tropfen ihr auf das Herz fielen, als wollten sie es ganz und gar vernichten.

Sie glaubte zu träumen, bat die Gräfin, ihr den Brief vorzulesen, damit sie wisse, ob sie wache oder träume. Die Gräfin stellte sich sehr erschrocken: „Fürstin, das muß ja Furchtbares sein, was Sie so zu erregen vermag?“

„O, bitte, lesen Sie!“ rief die Ärmste angstvoll, und Victorine las:

„Heddy!“

Meine letzten Briefe werden Dir wohl schon meine Gefühle klar gemacht haben, frage nicht, wie es gekommen. Als ich Dich bei Deinem Vater kennen lernte, glaubte ich Dich zu lieben.“

Heddy juckte zusammen, die Gräfin sah besorgt auf sie und zauderte.

„Weiter, weiter“, bat Heddy, und die Gräfin las zitternd:

„Ich habe mich getäuscht, Dein einfaches Wesen konnte mich nicht für immer anziehen, ich habe einen Fehler begangen, einen großen, schweren Fehler, das fühle ich jetzt inmitten des glänzenden Hofes, der mich umgiebt, inmitten der strahlenden geistvollen Frauen, mit denen zu verkehren ich das Glück jetzt habe, unter die ich die einfache Waldblume niemals bringen kann. Du wirst so vernünftig sein, einzusehen, daß wir nicht für einander passen: es war ein Kauf, der nur zu bald verfliegen mußte. Ich habe dabei nicht an die Pflichten gedacht, die ich als Bruder des Landesfürsten habe; nur eine Ebenbürtige kann meine Gemahlin sein.“

Ein unterdrückter Aufschrei kam über ihre Lippen; die Gräfin wollte ihr besorgt beispürren, doch sie wehrte sie ab. „Weiter, weiter“, sprach sie tonlos.

„Und darum, — ich denke, es ist besser, Du erfährst es bald, will ich meinem brüderlichen Herrn, der glücklicherweise noch nichts von meiner Vermählung weiß, den Willen thun, indem ich, sobald unsere Scheidung vollzogen, der lebenswürdigen Prinzess Therese an diesem Hofe die Hand reiche. Ich werde sorgen für Dich, Du sollst niemals Noth leiden. Das Wiedersehen, welches uns Beiden nicht angenehm sein kann, bitte ich Dich, uns zu ersparen. Ich komme in vierzehn Tagen zurück nach Wolfenau.“

Du wirst Gräfin Helmsburg, der ich für ihre Freundschaft dankbar bin, wissen lassen, wohin Du gehst, das Weitere ist meine Sache.

Camillo, Fürst —

Angstlich besorgt sah Victorine auf die Fürstin, die stumm, mit starren Augen und zuckenden Lippen da stand; keine wohlthätige Ohnmacht löste den furchtbaren Schmerz, der sie durchzog. Minuten lang stand sie in dumpfer Betäubung und Victorine wagte nicht, ihr zuzusprechen. Endlich ertönte ein Schrei, gepreßt und langsam, als wollte die Seele aus der Brust entfliehen. Die Hände vor das Antlitz schlagend, brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus und alle Trostesworte der Gräfin verhallten ungehört; alle zärtlichen Liebesworten waren vergebens; Heddy fühlte sie nicht, sie weinte nur heiße, brennende Thränen, — Jahre ihres Lebens flossen in diesen Thränen dahin. Wehe der, die sie erpreßte.

Als Victorine diesen namenlosen Schmerz sah, überkam sie fast die Neue; die Scham allein hielt sie ab, der Fürstin zu Füßen zu fallen und ihr Alles zu gestehen, doch sie vermochte die schwere Selbstanklage nicht. Es war einmal gesehen, nicht rückwärts konnte sie; sie mußte vorwärts schreiten auf der einmal betretenen Bahn, mußte das Mitleid unterdrücken, das sie für das arme betrogene Weib des Fürsten fühlte.

Als Heddy nach langer Zeit wieder aufschau, erschraf die Gräfin fast vor ihr, so waren die Züge der unglücklichen Frau zerstört. Ohne jedes Wort setzte sie sich an ein Fenster und starrte hinaus.

Den ganzen Tag, den ganzen Abend blieb sie sitzen; sie schüttelte nur den Kopf auf alle tröstenden Worte der Gräfin, ein Bild der tiefsten Verzweiflung.

Die Gräfin kniete ihr zu Füßen, voller Angst ihr ins bleiche Antlitz schauend: „O, nur ein Wort, ein einziges Wort, Fürstin, lassen Sie mich hören, nicht dieses starre, todesähnliche Schweigen“, bat sie flehentlich; da endlich öffnete Heddy die Lippen und wie abwesend kamen die Worte aus ihrem Munde:

„Du braunes Kind der Haide, Was willst Du hier? Schaffst Dir nur bittres Leide, Komm, folge mir!“

Athemlos laufste Victorine; was war denn das? Sollte durch den furchtbaren Schlag ihr Verstand gelitten haben? Einen leisen Schrei stieß sie aus und starrte entsetzt auf die unglückliche Heddy. Jetzt erst fühlte sie, welch' frevelhaftes Spiel sie mit dem armen Herzen getrieben.

„Großer Gott, Fürstin“, rief sie weinend, ihr die Hände küßend, „kommen Sie zu sich!“

Da drehte Heddy ihr das Antlitz zu und sagte schmerzlich: „Sie glauben mich wahnsinnig, Gräfin? Ich bin es nicht; Gott hat mir diese Wohlthat nicht gewährt. Es war nur das Lied einer alten Sage, in der ein junges Zigeunermädchen einem Ritter auf sein Schloß folgte. Er aber ward ihr treulos und brach ihr Herz. Ach, Gräfin“, weinte sie, „auch mein Herz ist gebrochen, der Tod wird es bald mähen, ich wollte, er hätte es schon gemäht.“

Schluchzend sank ihr Kopf auf Victorinens Schultern; das arme betrogene Herz ahnte nicht, an welcher Brust es ruhte. Am Morgen bat die Fürstin, Victorine möge den Befehl zum Anspannen geben.

„Was wollen Sie thun? Wohin wollen Sie?“ fragte die Gräfin erschrocken.

Ruhig antwortete Heddy: „Ich will an meiner Eltern Grab beten, dort will ich bleiben, bis der Tod meinem Schmerz ein Ende gemacht; es ist ja ganz gleich, wo ich meine Tage zubringe, für mich sind sie ja doch nur noch Nacht, eine einzige finstere Nacht, ohne einen Schimmer, ohne einen Hoffnungsstrahl.“

Die Gräfin wollte sie begleiten, sie aber lehnte es ab: „Sie müssen im Schlosse bleiben, müssen Camillo sagen, wie sehr ich ihn geliebt, wie tief er mein Herz verwundet. Nein, das sagen Sie ihm nicht, es könnte ihm ein Vorwurf sein, und ich liebe ihn viel zu sehr, um ihm zu zürnen. Sagen Sie ihm, daß ich ihm für das kurze Glück danke, daß mein Segen ihn begleitet, — Gott schenke ihm auch ferner Glück!“

Diese HerzensgröÙe hatte Victorine nicht erwartet; was war sie selbst mit all' ihrem geprahlten Geiste gegen dieses Herz. Tief in den Staub hätte sie vor ihr niedersinken mögen, und dennoch sprach sie nicht.

Als Heddy, die nur das Nöthigste mitnahm und alle Briefe ihres Gatten, der Gräfin Lebewohl sagte, ihr unter Thränen für alle Liebe, alle Freundschaft dankte, konnte diese kein Wort erwidern, nur eine brennende Thräne fiel auf Heddy's kalte Hand.

Noch einmal ging die Arme durch alle Zimmer, suchte jedes Plätzchen des Parkes auf, wo sie so glücklich gewesen. Auf der Bank, auf welcher sie einst den ersten Kuß der Liebe empfangen, flog ein welckes Blatt zu ihren Füßen nieder, sie hob es auf, zog die Briefe aus ihrer Tasche, und, es dazwischen legend, stüßte sie: „Des Herbstes rauhe Hand hat dich getödtet wie mein Herz; ein welckes Blatt ist auch nur noch mein Leben.“

Wie im Traume ging sie zurück, stieg sie in den Wagen, nannte den Namen des Dorfes, an dem ihr kleines Häuschen mit dem Grabe ihrer Eltern war, — ihr einziges, letztes Ziel. — Armes, gebrochenes Herz!

Victorinens Thränen hörten auf zu fließen, sie konnte durch sie ja nichts ungeschehen machen. Gutes und Böses kämpften in ihrer Brust, aber die Eitelkeit, der Ehrgeiz siegen doch in ihr. Verlockend sah sie im Geiste das Diadem auf ihrem Haupte schimmern. Vorläufig wollte sie dem Fürsten nur eine tröstende Freundin sein, das Uebrige werde sich schon dann finden. — Das Märchen, womit sie Heddy's Scheiden bemanteln und des Fürsten Herz ihr entwenden wollte, hielt sie fest trotz allen Schmerzes, den sie gesehen, ja, sie glaubte sogar, daß dieser sich bald legen werde, da, wie sie meinte, übermäßiger Schmerz nicht lange anhalte. Die Waldeinfamkeit werde der Fürstin gut thun, sie beruhigen. Sie redete sich etwas ein, was ihre Seele nicht glaubte. Sie suchte, um ihren schändlichen Plan zu Ende zu führen, Kraft vor Camillos Bild, und, sich selbst betrogend, wie sie die Fürstin betrogen hatte, sagte sie: „Um solchen Preis kann man ein Herz wohl brechen.“

Fürst Camillo hatte unterdeß seine schwierige Mission noch eher, als er gedacht, glücklich vollendet. Die Liebe hatte ihn erfinderisch gemacht und alle Hindernisse zu überwinden gewußt, denn täglich wuchs seine Sehnsucht nach seinem trauten Heim, nach seiner geliebten Heddy.

Es war bereits spät am Abend, als er nach fünfmonatlicher Abwesenheit wieder in der Residenz ankam und sich unverzüglich bei Sr. Hoheit melden ließ.

Hocherfreut empfing ihn der Bruder; er hatte Camillo erst in den nächsten Tagen erwartet, obwohl er von dem glücklichen Ausgange seiner Sendung bereits telegraphisch unterrichtet war.

Camillo berichtete ihm nun alle Einzelheiten, legte ihm Papiere vor, die der Unterschrift des Landesfürsten bedurften. Der Erfolg übertraf die Erwartung und mit Worten herzlichen Dankes reichte der Fürst dem Bruder beide Hände.

„Fordere, was Du willst, Camillo, es sei Dir jeder Wunsch gewährt.“

Freude überflog Camillos Antlitz, denn er wußte, daß sein Bruder nie ein gegebenes Wort zurücknahm.

„Ja, mein Bruder und Herr“, sagte er ohne Zaudern, „ich habe einen Wunsch, dessen Gewährung, so groß er ist, ich von Dir erbitte, er kostet Dir vielleicht viel.“

„Nicht Geld oder Land, etwas ganz anderes ist es, was ich von Dir erbitte.“

Sein glücklich leuchtendes Gesicht ließ den Bringen fast errathen. Camillo liebte, er dachte an die Gräfin, die seit des Fürsten Abreise nicht wieder am Hofe erschienen war. Lächelnd legte er die Hand auf Camillos Schulter und sagte: „Nun, gar so groß wird dieser Wunsch doch wohl nicht sein, daß ich nicht im Stande wäre, ihn zu erfüllen. So sprich! Nicht als Unterthan zum Fürsten, sondern als Bruder zum Herzen des Bruders.“

„Dank für dieses Wort“, erwiderte Camillo freudig, und, des Bruders Hand erfassend, sagte er fest: „So höre — ich bin vermählt!“

„Ah!“

Unwillkürlich kam dieser Ausruf über Sr. Hoheit Lippen. Camillo war stets ein Romantiker gewesen, dem man viel zu Gute halten mußte, aber eine heimliche Heirath, das war doch etwas stark. O diese schlaue Gräfin!

Er hatte sich endlich von seinem Erstaunen erholt und sagte lächelnd: „Nun, wenn Deine Wahl eine würdige ist, muß ich mich wohl darein fügen!“

„Würdig nur?“ rief Camillo begeistert, „sie wird die Zierde Deines Hofes sein, sie ist —“

„Nun wer?“ lächelte der Fürst.

„Die Enkeltochter des verstorbenen Ministers von Saalfeld.“

„Wer?“ fragte der Herzog staunend.

Camillo wiederholte langsam und fest seine Worte.

„Dessen einzige Tochter so plötzlich verschwunden war?“ fragte der Bruder.

„Desselben.“

„Die Tochter derselben, für die Du als Knabe geschwärmt?“ fragte Hoheit immer noch zweifelnd.

„Dieselbe.“

„Aber das ist ja ein ganzer Roman“, rief der Bruder staunend.

Camillo mußte lächeln, so hatte Frau Hollmann auch gesagt.

„Und durch wen“, fragte der Bruder endlich, „hatte denn die schöne Hedwig sich damals entführen lassen? War es der Vater Deiner — Gemahlin?“

„Er war es“, erwiderte Camillo. Sein Herz schlug doch etwas; jetzt war der Augenblick gekommen, der Bruder mußte erfahren, wessen Tochter Heddy war. Er stand vor dem Kampfe, doch fürchtete er nichts, denn seine Gattin konnte er nicht verlieren.

„Er war es“, antwortete er fest, „Hedwig folgte ihrem Herzen, ihrer Liebe.“

„Und wer?“ fragte Hoheit ungeduldig.

„Es war kein Hochgeborener, mein Bruder, die Liebe fragt nicht nach Rang und Namen, es war ein einfacher, doch braver — Zigeuner.“

Sr. Hoheit sah den Bruder einen Augenblick an, als ob er ihn für unzurechnungsfähig halte. Eine Zigeunertochter hatte er geheirathet? Der Bruder eines regierenden Fürsten? War dies denn möglich? Zornig runzelte er die Stirn und rief: „Nimmermehr willige ich in eine solche Heirath. Sage, daß sie noch nicht vollzogen ist, daß Du nur so meine Einwilligung zu erlangen hofftest. Nie darf, nie kann eines Zigeuners Tochter die Schwägerin des Landesfürsten sein.“

„Sie ist es seit sechs Monden schon.“

„Unerhört!“ rief Hoheit außer sich, „Doch diese Ehe ist ungültig, darf nicht gültig sein.“ (Fortsetzung folgt.)